

Geschenk zum Jubiläum

BOCHUM Die Gemeinde feiert zehnjähriges Bestehen der Synagoge und erhält eine Tora

VON CHANTAL STAUDER

O bwohl antisemitische Übergriffe in den vergangenen Wochen wieder zugenommen haben, gibt es kurz nach Chanukka für Jüdinnen und Juden doch einen Grund zu feiern: das zehnjährige Bestehen der Bochumer Synagoge, die der jüdischen Gemeinde von Bochum–Herne–Hattingen wieder eine Heimat bietet.

Während Polizeibeamte vor dem Eingang des Gotteshauses stehen, um die Besucher im Notfall vor Übergriffen schützen zu können, füllen sich im Inneren der Synagoge die Sitzreihen. Am Ende nehmen rund 250 Gäste im großen Saal der Synagoge Platz, die hell erstrahlt, einladend und warm wirkt. Grigory Rabinovich, Vorsitzender des Gemeindevorstands, begrüßt die Gäste. Unter ihnen Abraham Lehrer, Vizepräsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, der später noch viel Applaus für seinen Aufruf zu interreligiösem Verständnis ernennt wird. Auch der ehemalige Bundestagspräsident Norbert Lammert und Bochums Bürgermeister Thomas Eiskirch sowie Nordrhein-Westfalens Landtagspräsidentin Carina Gödecke sind gekommen. Einige von ihnen hatten schon 2007 an der Eröffnung der Synagoge teilgenommen.

SEFER TORA Doch was wäre ein Geburtstag ohne Geschenke? Auch wenn die Tora gerade noch von einem Schreiber in Israel gefertigt wird, darf sich die jüdische Gemeinde schon über die Schenkungsurkunde für ein ganz besonderes Mitbringen des Freundeskreises der Gemeinde freuen: Unternehmen und Bürger aus Bochum, Herne und Hattingen haben gespendet, um ihr die erste neue Torarolle nach dem Ersten Weltkrieg schenken zu können. Der Gemeindevorstand ist begeistert. »Die Torarolle ist das Wertvollste, was es im Judentum gibt. Das ist das tollste Geschenk, das wir uns vorstellen können.«

Ein etwas anderes Prägebild kommt vom Hebräischkurs des Neuen Gymnasiums Bochum: Begleitet von Klarinette und Klavier singen die Schüler bekannte jüdische Lieder wie »Hine ma tov una naim«. Gemeindeführer Rabinovich freut sich: »Es ist total nett, wenn man hört, wie junge Leute auf Hebräisch singen«, sagt Rabinovich.

Für die Schüler ist der Besuch der Synagoge nichts Außergewöhnliches. Es scheint, als sei jüdisches Leben in Deutschland – insbesondere für einen immer größer werdenden Teil der heutigen Jugend – wieder zur Selbstverständlichkeit gewor-



Fotos: Alexandra Roth



Feier im Rund – Gemeindevorstand Grigory Rabinovich begrüßte die Gäste.

den. Eine der Schülerinnen, Greta Bethke, fasst es so zusammen: »Für uns war es sehr interessant, aber ich glaube, wir sehen die Synagoge schon viel selbstverständlicher als manche Ältere, die da vielleicht noch anders mit aufgewachsen sind.«

Dennoch, viele Mitglieder der jüdischen Gemeinde sind angesichts des Antisemitismus, der nach jüdischen Feiern Protesten und Ausschreitungen in Berlin zuletzt wieder spürbarer wurde, nicht ausschließlich in ausgelassener Feierlaune. So hatte die jüdische Gemeinde von Duisburg–Mülheim–Oberhausen aus Angst vor Übergriffen in diesem Jahr darauf verzichtet, die

Chanukkakerzen öffentlich zu entzünden. Und die Gemeinde in Bochum riet ihren Mitgliedern, die Kippa nicht in der Öffentlichkeit zu tragen.

MUT Gemeindeführer Grigory Rabinovich bringt es gleich bei der Begrüßung auf den Punkt: »Auf deutschen Straßen brennen wieder israelische Flaggen, aber die eindeutige Reaktion der Mehrheit der deutschen Öffentlichkeit gibt der Gemeinde Mut.« In diesem Sinne bekräftigt Bürgermeister Eiskirch: »Wir sind stolz und froh, dass es wieder eine Synagoge in Bochum gibt.« Lammert nennt das Wiederaufleben

jüdischen Lebens in Deutschland deswegen »ein Wunder«. Er betont: »Die Zahl jüdischer Bürger in Bochum ist von über 1352 Mitgliedern im Jahr 1932 auf gerade einmal 33 Menschen nach dem Ende des Zweiten Weltkrieg gesunken.« Heute hat die jüdische Gemeinde Bochum–Herne–Hattingen wieder mehr als 1000 Mitglieder. Die meisten sind aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion zugewandert. Bei ihnen bedankt sich Eiskirch: »Obwohl Jüdinnen und Juden unendlich viel Leid in dieser Stadt erfahren haben, sind sie nach Bochum zurückgekommen, um jüdisches Leben in ihrer Heimat aufzubauen.«

BEGEGNUNGEN Die Gemeinde bemüht sich, die Synagoge nicht nur als Gotteshaus, sondern auch als Begegnungsort zu nutzen. Das Gebäude befindet sich am Erich-Mendel-Platz, direkt neben dem Planetarium, an einem zentralen und beliebten Ort der Stadt. Die Synagoge bietet dabei einerseits Raum für die Auseinandersetzung mit der deutschen Vergangenheit, indem sie Zeitzeugenberichte, Fotos und eine kleine Auswahl religiöser Gegenstände ausstellt.

Für die Jugendlichen ist jüdisches Leben nichts Außergewöhnliches mehr.

Andererseits ist sie mit ihren jährlichen Sommerfesten auch Ort des Austauschs und der Begegnung zwischen jüdischen und nichtjüdischen Bochumern. Abraham Lehrer lobt die Führungen und die Arbeit. »Es gibt keinen besseren Weg, um Unsicherheiten und Vorbehalte – übrigens auf beiden Seiten – abzubauen, als die Religion seines Nachbarn kennen und schätzen zu lernen«, betont der Vizepräsident des Zentralrats. »Das muss das gemeinsame Ziel sein, das auch für die christliche und muslimische Religion gilt.«

Landtagspräsidentin Carina Gödecke sagt: »Unser Fokus liegt auf Feiern, aber mit Nachdenklichkeit.« Sie spricht von einem »berührenden Tag« und bedankt sich bei Jugendorganisationen und Schulen, die mit ihren zahlreichen Besuchen dazu beitragen, die Synagoge zu einem Haus der Begegnung zu machen. Auch als evangelische Christin spreche sie ganz bewusst von »unserer Synagoge«, weil sie für sie zu Bochum gehöre wie der Kuhlirte, das VfL-Stadion und der Bochum-Song von Herbert Grönemeyer.

Dem Feuer entrissen

Porträts von Hamburgern, deren Bücher verbrannt

Wo man Bücher verbrennt ... ist kein Lesebuch, das man in die Hand nimmt und von Seite eins bis 380 chronologisch durchliest. Es ist eine Dokumentation, in der man blättert, an einem Bild, einem Zitat oder einer Biografie hängen bleibt, weil man den Namen wiedererkennt oder der abgedruckte Zeitungsausschnitt Interesse erweckt. Schon ist der Leser mitendrin und bei Namen, die vielleicht nur noch die Älteren unter uns kennen: Alice Ekert-Rotholz, die Autorin fernöstlicher Erzählungen wie *Reis aus Silberschalen*. Doch wer war Max Halberstadt oder Grete Berges?

Der Leser erfährt es anhand kurzer Biografien, viel Bildmaterial und Dokumenten, die als Faksimile abgedruckt sind. Es lassen sich Buchcover oder Alltagsdinge wie Ausweise, Postkarten, die Kultussteuerkarte von Joseph Carlebach oder Fotos aus dem Familienalbum des in Osnabrück geborenen Schriftstellers Heinz Liepmann finden. Kleine Texte erklären die politische Situation, Umstände und Atmosphäre, in denen die Bilder aufgenommen wurden, oder lassen die Porträtierten selbst zu Wort kommen.

Die Autoren Uwe Franzen und Wilfried Weinke stellen in ihrem Buch 21 Personen vor, Literaten, Schriftsteller, Übersetzer und Journalisten, deren wesentlicher geographischer Bezugspunkt Hamburg ist. Entweder, weil sie hier geboren wurden oder in der Hansestadt gelebt und gewirkt haben. Es ist ein buntes Kaleidoskop faszinierender Lebensgeschichten.

Der Bild- und Dokumentationsband geht auf eine Ausstellung zurück, die bereits 2013 in der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg Carl von Ossietzky gezeigt wurde. Die 18 Porträts der Ausstellung wurden für das Buch um drei weitere ergänzt. Neu aufgenommen wurden Philipp Berges, Alice Ekert-Rotholz und Max Halberstadt. »Auch diese Ergänzung stellt noch keinen Schlusspunkt in der Erforschung und Würdigung der Lebenswege derjenigen dar, die diese Stadt nach 1933 haben verlassen müssen«, schreiben die Autoren.

Dieter Graumann, ehemaliger Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, hebt in seinem Grußwort vor allem die wichtige Erinnerungsarbeit hervor. »Der Moment des Wiederentdeckens einer Person und ihres Werkes, die gezielt aus der Erinnerung getilgt werden sollte, verdeutlicht immer wieder das Ausmaß des Verlustes, welches wir noch heute in Deutschland spüren.« Und Esther Bejarano, selbst Auschwitz-Überlebende, mahnt: »Wir sind es allen Ermordeten der Schoa schuldig, dass wir weiter für Gerechtigkeit, für Frieden und Freiheit in der ganzen Welt, für die Freundschaft der Völker, gegen Rassismus und Antisemitismus kämpfen. Damit nie wieder Bücher verbrannt, Autorinnen und Autoren verbannt und ermordet werden.«

Es sind nicht ausschließlich jüdische Schriftsteller und Professoren, deren Werke bei der Hamburger Aktion von den Nazis unter großem Gebrölle den Flammen übergeben wurden. So wurden auch die Werke von Carl von Ossietzky verbrannt. Der Herausgeber der Weltbühne war katholisch getauft und evangelisch-lutherisch konfirmiert. Gegen ihn und Kurt Tucholsky hetzten die Braunen: »Gegen Frechheit und Anmaßung, für Achtung und Ehrfurcht vor dem unsterblichen deutschen Volksgeist!« Tucholsky hatte in einem Artikel der Weltbühne auf die verbotene Aufrüstung der Reichswehr aufmerksam gemacht.



Uwe Franzen, Wilfried Weinke: »Wo man Bücher verbrennt ...«. Dokumentation. Atelierhandwerk 20, Repenstedt 2017, 376 S., 29,80 €

Wo man Bücher verbrennt ... ist ein Buch, das beeindruckt, ein bibliophiles Kleinod in seiner Macht und faszinierendem Inhalt, den die Autoren hoffentlich weiter vervollständigen. Es gibt sicherlich noch genügend Autoren, die vielleicht weniger bekannt sind, aber die es ebenfalls verdient hätten, in die Erinnerung zurückgeholt zu werden.

Heide Sobotka

Zehn Jahre vorbildliche Arbeit

BOCHUM Wohlfahrtsverbände und Gemeinde feierten Jubiläum des Integrationsprogramms für Flüchtlinge

Die Integrationsagenturen waren ein wahrer Segen, als 2015 Hunderttausende Menschen aus Kriegs- und Krisengebieten in Deutschland Sicherheit suchten. Das bundesweit einzigartige Programm hatte in Nordrhein-Westfalen bereits 2007 ein neues Konzept für die soziale Arbeit mit Zugewanderten entwickelt.

Im Dezember versammelten sich Integrationsfachkräfte und Vertreter der sechs Trägerverbände Arbeiterwohlfahrt, Caritas, Der Paritätische, Deutsches Rotes Kreuz, Diakonie und jüdische Gemeinde, um das zehnjährige Bestehen der Integrationsagenturen im Gemeindefaal der Bochumer Synagoge zu feiern. Der runde Geburtstag erfüllte Michael Sewenig, stellvertretender Vorsitzender der Landesarbeitsgemeinschaft der Freien Wohlfahrtspflege NRW, mit Stolz. »Einerseits darauf, dass die damalige Idee Früchte trägt, und andererseits darauf, dass die Integrationsagenturen in der Lage sind, schnell auf neue Situationen zu reagieren. Ich denke da zum Beispiel an die starke Zuwanderung aus Südosteuropa, als wir in kürzester Zeit 600 Einzelprojekte ins Leben gerufen haben«, so Sewenig.

Mittlerweile arbeiten in NRW 183 Integrationsagenturen, zehn davon sind in jüdischer Trägerschaft, darunter auch die erst im September 2017 eröffnete Servicestelle für Antidiskriminierungsarbeit, Beratung bei Rassismus und Antisemitismus (SABRA) in Düsseldorf.

Insgesamt gibt es landesweit aktuell 13 spezialisierte Servicestellen. Die Landesregierung von Nordrhein-Westfalen fördert die Arbeit der Integrationsagenturen jährlich mit insgesamt 10,5 Millionen Euro. Olga Rosow, Leiterin der Sozialabteilung bei SABRA, berichtete am Rande des Festakts von »niedrigschwelligem Angeboten wie Kochkursen«, um den häufig abstrakten antisemitischen Haltungen bei Flücht-

lingen eine persönliche Begegnung entgegenzusetzen.

Auch die Staatssekretärin für Integration des Landes NRW, Serap Güler, gratulierte und blickte zurück auf die Anfänge. »Es sollte zielgenauer auf die Schwierigkeiten der länger hier lebenden Zuwanderer reagiert werden, deshalb heißt es »nachholende Integration«. Man wollte weg von der Einzelfallberatung hin zu strukturellen

Angeboten«, so Güler. Anstoß für das neue Konzept war 2005 das Zuwanderungsgesetz des Bundes, das sowohl Rechte als auch Pflichten der Menschen mit Migrationsgeschichte neu definierte. Die Infrastruktur aus Integrationsagenturen, kommunalen Integrationszentren und der Migrantenselbstorganisation in NRW sei außergewöhnlich, so die Staatssekretärin.

Beate Küpper von der Hochschule Niederrhein beleuchtete aktuelle Herausforderungen. Ein wichtiger Ansatz sei es, Integration und Demokratie zusammenzubringen. »Ein Austausch ist bitter nötig«, so Küpper, die als Sozialpsychologin über Vorurteile forscht. »Ungleichheit wird schnell zu Ungleichwertigkeit«, sagte die Wissenschaftlerin und führte vor, wie in den Köpfen Assoziationsketten entstehen, die Vorurteile enthalten. Diese würden auch zu Verhalten führen, das nicht als diskriminierend oder extremistisch wahrgenommen werde, aber in der Gesellschaft nachwirke. Auf Grundlage von Vorurteilen würden Menschen wichtige Entscheidungen treffen. Unternehmer vergeben Ausbildungsplätze, Lehrer fördern Schüler, Vermieter verfügen über Wohnungen. Der Nationalsozialistische Untergrund, Hass, Kriminalität und rechtsextreme Wahlergebnisse seien nur die Spitze des Eisbergs. »Das Syndrom gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit geht uns alle an«, sagte Küpper.

Nadja Juszkowiak



Olga Rosow (l.) von SABRA und Sozialpsychologin Beate Küpper diskutierten über Vorurteile.



Fotos: Olf Ziegler / LICHTBLICK